

## Buchbesprechungen

*Otto Lucius* (Hrsg.): Die Zukunft der Bankbetriebslehre. Festschrift für Hans Krasensky zum 100. Geburtstag, Bank Verlag, Wien 2004, 300 S.

Mit der Festschrift zur Zukunft der Bankbetriebslehre wird nicht nur der Nestor der österreichischen Bankbetriebslehre und der Initiator der Gründung der hochangesehenen Bankwissenschaftlichen Gesellschaft (BWG), sondern auch der erste Schriftleiter des ÖBA (früher Österreichisches Bank-Archiv, heute Bank-Archiv) geehrt. Die Bedeutung von Hans Krasensky für die deutschsprachige Bankbetriebslehre mag man auch daran ermessen, dass hiermit bereits die siebte Festschrift vorliegt, wobei sich fünf Festschriften (1968, 1973, 1978, 1983, 2004) auf die Bankbetriebslehre und zwei Festschriften (1983, 1993) auf die Wirtschaftspädagogik – ein weiteres Arbeitsgebiet des Jubilars – konzentrieren. Eine Rezension der ersten Festschrift erschien 1969 (S. 112–119) übrigens schon in „KREDIT und KAPITAL“. Die aktuelle Festschrift setzt sich als Ziel, ein Bild zu zeichnen, wohin sich die Bankbetriebslehre demnächst entwickeln könnte. Hierzu nimmt die Festschrift elf Autoren auf, die in sechs deutschsprachigen und drei englischsprachigen Beiträgen ihre Sicht der Dinge darlegen.

Die ersten beiden Aufsätze sind im Zusammenhang zu sehen. Sie stellen Erwidern dar zu Beiträgen aus den Sammelbänden von Hans Corsten und Wolfgang Hilke (Hrsg.), *Integration von Finanzdienstleistungen*, Wiesbaden 1999, sowie von Stephan Paul, Martin Reckenfelderbäumer und Joachim Süchting (Hrsg.), *Theoriediskussion in der Bankbetriebslehre*, Frankfurt/M. 2002. Die folgenden beiden Aufsätze und die dort verwendeten Kurzzitierweisen beziehen sich daher notgedrungen nicht nur auf die Festschrift, sondern zwangsläufig auch auf diejenigen Aufsätze, die den in der Festschrift abgedruckten Repliken zugrunde liegen.

Im ersten Beitrag der Festschrift wendet sich *Stephan Paul* in enger Anlehnung an seine Ausführungen in Paul (2002) gegen den von Corsten/Klose (1999) und Klose (1999) erhobenen Vorwurf des Theoriedefizits in der Bankbetriebslehre. Paul legt in aller Klarheit die institutionenökonomischen Aspekte dar, die spätestens seit Beginn der 1990er-Jahre die theoretische Basis der Bankbetriebslehre maßgeblich formen. Der durch große Übersichtlichkeit geprägte Aufsatz kann durch seine Verweise zu anderen Quellen nachweisen, dass man der Bankbetriebslehre weder ein unbefriedigendes Abstraktionsniveau noch mangelndes Interesse an konzeptionellen Fragestellungen vorwerfen kann. Das genaue Gegenteil ist der Fall, wenn man neben den institutionenökonomischen Überlegungen, auf die sich Pauls Ausführungen sinnvollerweise konzentrieren, auch neuere systemtheoretische Aspekte aus der Theorie sozialer Systeme von Niklas Luhmann (1927–1998) mit einbezieht. In diesem Zusammenhang sei nur auf die Arbeiten von Dirk Baekker, *Womit handeln Banken?* Frankfurt/M. 1991, und Tobias Schmidt, *Grundlagen einer Systemtheorie des Finanzsektors*, Berlin 1998, verwiesen. Ungeachtet dieser

aktuelleren Entwicklungen möchte man schon seit Jahrzehnten nicht mehr auf die theoretischen Arbeiten Wolfgang Stützel (1925–1987) verzichten, der beispielsweise mit seiner Maximalbelastungstheorie die Bankbetriebslehre entscheidend beeinflusste. Welche Wirkungen die Arbeiten Stützels auf die Bankbetriebslehre bis heute entfalten, lässt sich am besten ermesen anhand der Beiträge von Hartmut Schmidt, Wolfgang Bessler, Reinhard H. Schmidt, Wolfgang Kürsten, Jan Körner und Jochen Bigus/Stefan Prigge im Gedenkband: Hartmut Schmidt, Eberhart Ketzel und Stefan Prigge (Hrsg.), Wolfgang Stützel – Moderne Konzepte für Finanzmärkte, Beschäftigung und Wirtschaftsverfassung, Tübingen 2001.

Der zweite Festschriftbeitrag ist von *Hans Corsten* und *Martin Klose* als Erwiderung zu den Sammelbandbeiträgen in Paul/Reckenfelderbäumer/Süchting (2002) verfasst. Corsten/Klose verteidigen darin ihren 1999 erhobenen Vorwurf des bankbetrieblichen Theoriedefizits, wollen aber ihr Augenmerk stärker auf die Wiederbelebung der Analyse bankbetrieblicher Leistungserstellungsprozesse aus einer produktionswirtschaftlichen Sicht legen – ein ohne Frage ehrenvolles und aus Sicht der Bankbetriebslehre durchaus notwendiges Unterfangen. Bei genauem Hinsehen geht es Corsten/Klose aber nicht nur um eine Belebung, sondern vielmehr um die Deutungshoheit leistungswirtschaftlicher Zusammenhänge in Banken. Eine solche Hoheit bedarf einerseits des Beharrens auf dem unhaltbaren Vorwurf des Theoriedefizits. Aus diesem Blickwinkel verwundert es nicht, dass sie die Einwände Pauls (2002) als thematisch verfehlt ansehen. Im Rahmen einer solchen Deutungshoheit müssen die Autoren andererseits seit Jahrzehnten bestehende und in Theorie und Praxis etablierte Konzepte zur bankbetrieblichen Leistungserstellung ablehnen können. So ergeht es nicht nur Reckenfelderbäumer (2002) mit seinen Einwänden. In Corsten/Klose (1999) nimmt auch die Beschäftigung mit dem leistungsfluss- und systembereichsorientierten Konzept von Hans-Dieter Deppe breiten Raum ein. Die Ausführungen zu Deppes Konzept sind leider äußerst missverständlich und irreführend sowie in ihren Seitenhieben alles andere als zimperlich. Die von Corsten/Klose konstruierten Probleme entstehen durch vollständig aus dem Zusammenhang gerissene Wiedergaben des Deppe-Konzeptes und sind auch für den aufgeschlossenen Leser nicht nachvollziehbar. Eines machen die Autoren jedoch überdeutlich und lassen damit keinerlei Zweifel mehr an ihrer Intention aufkommen: „Diese Probleme werden mit einem von Corsten (1985, S. 80 ff.) aufgestellten allgemeinen wirtschaftszweigübergreifenden Produktionsfaktorsystem beseitigt.“ (Corsten/Klose, 1999, S. 17). Ob die Bankbetriebslehre oder sogar alle anderen Wirtschaftszweiglehren an diesem System vollständig genesen, kann der Rezensent hier nicht überblicken. Sicher ist aber, dass Corsten/Klose mit dieser Art der Argumentation weder der Bankbetriebslehre, noch sich und ihrer berechtigten Forderung nach einer produktionswirtschaftlichen Sicht in der Bankbetriebslehre einen Gefallen erwiesen haben.

In seinem sehr lesenswerten Beitrag geht *Beat Bernet* auf die Bankbetriebslehre als Erfahrungs- und Erkenntnisobjekt ein. Zu Beginn widmet er sich unter anderem dem Vorwurf des Theoriedefizits und erläutert, dass die Tatsache, dass es kaum ausschließlich bankspezifische Erklärungsmodelle gibt, nicht als Indiz für eine fehlende Theorieorientierung oder mangelnde Wissenschaftlichkeit interpretierbar ist. Die von ihm verwendeten Analogien zur Medizin verleihen seinen Ausführungen eine große Eingängigkeit, ohne es an Tiefe fehlen zu lassen. Nachdem

er fünf forschungsleitende Perspektiven der aktuellen bankbetrieblichen Forschung vorstellt, geht er kurz auf die Institutionenökonomie als integrierende Klammer ein, bevor er das Erfahrungsobjekt der Bankbetriebslehre über die klassische „Bank“ hinausgehend aus einer funktionalen, institutionellen und instrumentalen Sicht dreidimensional beschreibt. Anschließend widmet sich Bernet den Erkenntnisperspektiven der Bankbetriebslehre, deren Benennung er als zentrale Frage für die Definition eines Wissenschaftszweiges herausstellt. Indem er an seine Ausführungen zum Erfahrungsobjekt anknüpft, identifiziert er drei Forschungsfelder, nämlich die Untersuchung der Entscheidungs- und Handlungsfelder, der Regelsets und Kontraktsspezifikationen sowie der Ressourcen und Kompetenzen. Was sich Bernet unter diesen Untersuchungsfeldern vorstellt, führt er überzeugend aus.

Im vierten Festschriftbeitrag äußert sich *Andreas Wagner* zur künftigen Entwicklung der Bankbetriebslehre. An den Anfang seines interessanten Aufsatzes stellt er eine Sequenz der Entwicklungsphasen der Bankbetriebslehre. Demnach lassen sich drei Phasen unterscheiden: eine historische Phase, die bis in die 1950er-Jahre reichte, eine zweite Phase der methodischen Erweiterung mit einer Analyse der funktionalen Zusammenhänge in Banken, wobei er die Arbeiten von Deppe und Ludwig Mülhaupt (1912–1997) hervorhebt, sowie eine dritte Phase, die er im Zeichen praktisch-normativer Gestaltungsziele sieht. Auch wenn diese Phasen nicht immer klar abgrenzbar sind, so helfen sie doch beim Verständnis der Entwicklungslinien. Im Anschluss daran nennt und erläutert Wagner vier bedenkenswerte Thesen zur weiteren Entwicklung der universitären Bankbetriebslehre. In der ersten These argumentiert er analog zu Bernet, dass der tiefgreifende Strukturwandel bei der Finanzintermediation eine „Bankbetriebslehre“ im klassischen Sinne kaum mehr zulässt, sondern in eine „Finanzdienstleisterlehre“ ausgedehnt werden muss. Mit seiner zweiten These legt Wagner dar, dass auch er davon überzeugt ist, dass mit der Institutionenökonomie ein Theoriegebäude existiert, das es der Bankbetriebslehre erlaubt, sich stärker von der Kapitalmarkt- und Finanzierungstheorie abzugrenzen. Im Zentrum der dritten These steht die zunehmende Komplexität der Bankgeschäfte und Finanzdienstleistungen. Den Gefahren der dadurch erzwungenen Spezialisierung bankbetrieblicher Forschung und Lehre sollte man durch intensivere inter- und innerdisziplinäre Kooperation entgegenwirken. Mit seiner vierten These plädiert Wagner für eine bankbetriebliche Lehre an Universitäten, die Absolventen als bankbetriebliche Generalisten mit eventueller Spezialisierung ausbildet. Während man seinen ersten drei Thesen sofort zustimmen möchte, fordert die vierte These Widerspruch heraus: Da es auch künftig einen Bedarf an spezialisierten Bankführungskräften gibt, ist neben der Ausbildung von Generalisten eine auf Teilbereiche spezialisierte Ausbildung durchaus sinnvoll. Fraglich wäre dann eher, wo diese Spezialisten ihre Ausbildung erhalten können. Universitäre Standorte mit einem Professor für die bank- und finanzwirtschaftliche Ausbildung kommen dafür kaum in Frage. Anders sieht das dagegen an Standorten mit geballter bank- und finanzwirtschaftlicher Professorenschaft aus. So könnte jeder Universitätsstandort seine spezifischen Vorteile einbringen, die dann insgesamt zu dem nachgefragten breitgefächerten Portfolio an Bankführungskräften führen.

Im ersten von drei englischsprachigen und jeweils sehr umfangreichen Beiträgen, die zusammen mehr als die Hälfte der Festschrift ausmachen, wendet sich

*Jochen Krauß* den Fortschritten in den Theorien der Finanzintermediation zu, um damit auch eine Existenzbegründung für Banken zu liefern. Hierbei geht er überblicksartig auf die Grundlagen traditioneller Theorien der Finanzintermediation ein, bevor er die Funktionen der Finanzintermediäre aus anglo-amerikanischer Sicht facettenreich beschreibt, eine institutionelle und funktionale Typologie vorstellt sowie dominierende Rechtsformen für Intermediäre erläutert. Stärker überdacht werden müsste seine Aussage, ob denn die Aktiengesellschaft tatsächlich die heutzutage überall bevorzugte Rechtsform ist. Darüber hinaus wirft Krauß kenntnisreich einige kritische Fragen auf, die im Zusammenhang mit den Theorien der Finanzintermediation bislang ungeklärt sind. Schließlich verfolgt er neuere Entwicklungen, die über institutionenökonomische Ansätze hinausgehen und in Zukunft die Theorien zur Finanzintermediation stärker beeinflussen könnten. Mit umsichtiger Distanz macht Krauß aber auch deutlich, dass das, was manche stellenweise als neu bezeichnen, nur die Schläuche sind, durch die weiterhin guter alter Wein fließt.

Der sechste und mit Abstand umfangreichste Festschriftbeitrag stammt von *David T. Llewellyn*. Er stellt die gekürzte Version einer 1999 erschienenen Suerf-Studie (*Société Universitaire Européenne de Recherches Financières*) vor. Auf fundierte und detaillierte Weise zeichnet Llewellyn das breite Spektrum von der Existenzberechtigung über die Wettbewerbssituation bis hin zu den Zukunftsaussichten von Banken. Auch wenn sich das eine oder andere Argument im Rahmen seiner Ausführungen wiederholt, ist der Beitrag ausgesprochen lesenswert. Im Anschluss an einen thematischen Aufriss und eine kritische Reflexion theoretischer Ansätze zur Erklärung der Existenz von Banken diskutiert Llewellyn fünf grundlegende Fragen, die man wie folgt frei übersetzen könnte: Ist das Betreiben von Bankgeschäften zwangsläufig an Banken gebunden? Ist das Betreiben von Bankgeschäften für Banken unerlässlich? Verlieren Bankgeschäfte an Bedeutung? Verlieren Banken an Bedeutung? Kann die traditionelle vertikale Integration von Bankgeschäften in Banken überleben? In diesem Zusammenhang geht er unter anderem ausgiebig auf die Rolle der Supermärkte als neue Banken in Großbritannien ein. Sehr interessant sind seine Analogien zur Automobilbranche, wenn es um die Zukunft der vertikal integrierten Leistungserstellung in Banken geht. Dennoch hätte man hier stärker auf die Gefahren verweisen müssen, Erfahrungen aus der Automobilbranche eins zu eins auf Banken zu übertragen. Zudem drängt sich eine gegensätzliche Analogie auf: Es ist vorgekommen, dass Schiffbauer, die die Herstellung von Schiffsmotoren für ihre Schiffe an Fremdfirmen auslagerten, nicht nur ihre Kompetenz zum Bau von Schiffsmotoren abgaben, sondern früher oder später auch ihre Fähigkeit zum Bau von Schiffen verloren, was an der wechselseitigen Stimulanz der Innovationen beim Bau von Schiffsmotoren und Schiffen lag.

Im siebten Beitrag, von *Bert Scholtens* und *Dick van Wensveen* im Jahr 2003 ursprünglich als Suerf-Studie verfasst, gehen die Autoren auf die Theorien zur Finanzintermediation ein und dabei gleichzeitig der Frage nach, was diese erklären können und was nicht. Zu Beginn führen sie kompetent aus, dass die „heile Welt“ vollkommener Märkte als Ausgangspunkt für eine Analyse nicht nur sprachliche Probleme bereitet: Strebt man nämlich himmelsgleiche Vollkommenheit an – und wer würde sich dem schon verschließen wollen –, dann sind gemessen daran alle Finanzintermediäre derzeit höchstens geduldet, da sie störenderweise nur eine Si-

tuation der Unvollkommenheit ausbeuten und sofort verschwinden, wenn der Zustand seeliger Vollkommenheit erreicht ist. Ein solcher Denkansatz manövriert die Bankbetriebslehre und jede Finanzintermediation automatisch in die Defensive. Anders als es die Theorien zur Finanzintermediation jedoch vermuten lassen, stehen Finanzdienstleister heute stärker da als in Zeiten, in denen man von der Vollkommenheit der Märkte noch viel weiter entfernt war. Quellenreich wenden sich Scholtens/van Wensveen den unterschiedlichen Theorien der Finanzintermediation zu und unterziehen sie einer kritischen, von Weitsicht getragenen Beurteilung. Hierbei gehen sie mit den auf asymmetrischer Informationsverteilung basierenden Theorien der Finanzintermediation hart, aber fair ins Gericht. Sie bemängeln dabei die Erklärungskraft dieser Theorien, die sich zu einseitig aus Marktunvollkommenheiten speist und gegenüber dem Selbstverständnis der Finanzintermediäre sowie der real auftretenden Phänomene bei der Intermediation weitgehend versagt. Dies gilt besonders gegenüber den nach wie vor dominierenden Transformationsfunktionen, vor allem gegenüber der Risikotransformation und dem Risikomanagement. Mit ihrer alternativen Betrachtungsweise möchten Scholtens/van Wensveen die Wertschöpfung aller risikoabsorbierenden Aktivitäten der Finanzintermediäre im Vergleich zur Informationsverarbeitungsproblematik stärker in den Vordergrund rücken. Sie schreiben: „The absorption of risk ... is the central function of both banking and insurance.“ (S. 257 u. 261). Dieser überzeugende und nachvollziehbare Standpunkt steht übrigens im Einklang mit dem bankbetrieblichen Verständnis Deppes, der in den 1970er-Jahren mit der Berücksichtigung des monetären Faktors in Haftungsqualität die beiden Seiten der Medaille – nämlich Risiken und finanzielle Haftung – konzeptionell in seinem Modell verankerte. (Vgl. hierzu den Beitrag von Wagner in der Festschrift sowie Hans-Dieter Deppe, *Finanzielle Haftung heute – Obsoletes Relikt oder marktwirtschaftliche Fundamenteleistung?* In: *Zweihundert Jahre Geld und Brief*. Hrsg. v. C. P. Claußen et al. Frankfurt/M. 1987, S. 179–204.) Am Ende ihres Beitrags entwickeln die Autoren neun sehr anregende Fragestellungen für eine neue Forschungsagenda.

Im achten Festschriftbeitrag verfolgt *Leo Schuster* die Wege der Unternehmenskultur in Banken. In seinem instruktiven und erfahrungsreichen Artikel lotet er zuerst den prägenden Einfluss der Länderkultur aus. Er bespricht beispielsweise die Auswirkungen der „Lean-Wellen“, der Stakeholder-Shareholder-Debatte und der New Economy. Im sich anschließenden Kapitel zu Branchenkulturen erläutert er bankinterne „Kulturkämpfe“, wie sie sich häufig aus der Rivalität zwischen traditionellen Bankgeschäften und Investmentgeschäften ergeben. Skeptisch äußert sich Schuster zu der Tendenz, dass mit dem Aufblühen der Kapitalmarkttheorie die institutionelle Bankbetriebslehre bei neubesetzten Lehrstühlen meist verdrängt wurde. Fraglich ist nämlich, ob die kapitalmarkttheoretisch orientierten Absolventen den Nachwuchsbedarf der Banken entsprechend befriedigen können. Schließlich geht Schuster auf die Unternehmenskultur einzelner Banken ein und warnt zudem vor der Gefahr, dass durch den Verlust der traditionellen Bankbetriebslehre zusammen mit einer auf andere Gebiete spezialisierten Kapitalmarkttheorie auch die unternehmenskulturellen Aspekte verlorengehen könnten.

Mit dem neunten und zugleich letzten Beitrag schließt sich der Kreis zum Jubilar Hans Krasensky. Er ist von *Otto Lucius*, dem Herausgeber der Festschrift, Ge-

schäftsführer der BWG und Schriftleiter des ÖBA, verfasst worden. Der Beitrag verfolgt die Frage nach einem Paradigmenwechsel in der Bankbetriebslehre. Dabei nimmt Lucius immer wieder geschickt Bezug zu den anderen Beiträgen der Festschrift. Lucius bejaht einen solchen Paradigmenwechsel, da nach Lage der Dinge ein Wechsel von der Bankbetriebslehre hin zur funktionsorientierten Finanzdienstleisterlehre unausweichlich ist. Die Nachfrage nach einer solchen, dann noch immer ganzheitlich auszugestaltenden universitären Ausbildung ist auch in Zukunft nur schwer zu stillen – egal, ob sie nun von Banken oder Finanzdienstleistern hervorgerufen wird.

Insgesamt sind die große Sorgfalt beim Editieren der Festschrift und die Abwesenheit von Tippfehlern zu loben. Zweifellos kann man als Rezensent leicht die Forderung nach einem Stichwortverzeichnis erheben, wohl wissend, dass dies bei Beiträgen aus verschiedenen Sprachen für sich schon ein ambitioniertes Projekt ist. Dem Herausgeber ist es unverkennbar gelungen, Beiträge auf hohem Niveau zu versammeln und dabei eine Standortbestimmung der Bankbetriebslehre vorzunehmen. Die Festschrift zu Ehren Hans Krasenskys entwirft ein facettenreiches Bild zur Zukunft der Bankbetriebslehre und war als Lektüre für den Rezensenten überaus anregend. Vor diesem Hintergrund wünsche ich ihr viele Leser.

Jan Körnert, Greifswald